

Leseprobe

Inka Parei
Die Kältezentrale

Schöffling & Co., Frankfurt am Main 2011
ISBN 978-3-89561-107-0

S. 7-19

Wir nannten den Raum die Kältezentrale. Er war groß, sechs mal vier Meter. Fenster gab es nur draußen im Korridor, unzählige kleine Vierecke, die sich über alle Stockwerke zogen. In meiner Erinnerung waren sie immer schmutzig. An zwei von drei Tagen stand der Dunst vom angrenzenden Heizkraftwerk über uns am Himmel. Niemandem wäre es gelungen, sie sauber zu halten.

Unser Abteilungsleiter hat oft vor den Scheiben haltgemacht, wenn er morgens die Treppe hochkam. Vom Schreibtisch aus konnte ich den Gang hinter der Glas-tür nicht sehen, aber wenn ich in der Frühschicht aufstand, um das Schichtbuch aus dem kleinen Schrank über dem Waschbecken zu nehmen und die Messeintra-gungen des Vorgängers zu entziffern, oder wenn ich morgens nicht gefrühstückt hatte und schon um Viertel vor sieben zum Spind lief, um die Dose mit Kaffee raus-zuholen und von dort aus direkt zum Kühlschrank, dann fiel Buchwald mir auf.

Ich sehe ihn jetzt vor mir, wie er einen Moment innehält, durch den Schmutz nach draußen sieht. Gelegentlich hat er die Hand gehoben, mit der Spitze eines Fingers etwas davon weggewischt. Angeekelt, befremdet.

Was hat er gedacht, in solchen Momenten, und was

an jenem Morgen im Mai? Ist ihm ein fremder Lastwagen aufgefallen, der schlingernd die Rampe passierte und gar nicht beladen war?

Mir bleiben noch zwölf Stunden Zeit, um alles, was ich in den letzten Tagen erlebt habe, zu verstehen, die gesammelten Bilder zu verknüpfen mit anderen, aus tiefer liegenden Erinnerungsschichten. Um die richtigen Schlüsse zu ziehen.

Es ist der Moment, auf den ich hingearbeitet habe, aber ich habe ihn mir anders vorgestellt. Ich sah mich in dem Zimmer sitzen, das ich in Berlin vor einer Woche gemietet habe, in dem blauen Sessel, von dem aus man auf eine Weddinger Straßenkreuzung blickt. Hier wollte ich in Ruhe noch einmal alle Informationen sortieren, sie neu ordnen und nachdenken, immer wieder nachdenken, über eine Nacht vor zwanzig Jahren.

Irgendwann hätte ich eine Antwort gehabt und Martha angerufen. Sie hätte nichts gesagt und nichts erwartet. Mit sachlicher Stimme hätte ich ihr mitgeteilt, was ich herausgefunden habe. Durch ihr Ausatmen am anderen Ende der Leitung wäre fühlbar gewesen, unter welcher Spannung sie die letzten Tage gestanden hat. Ihre Stimme wäre sanft geworden wie lange nicht mehr. Sie hätte mich gefragt, wie es mir geht, und dann, fast im gleichen Atemzug, wie die letzten Jahre waren. Wir hätten gelacht, weil es jetzt auf einmal so viel zu erzählen gab, darüber gestaunt, aus wie vielen kleinen Dingen die Welt besteht, und uns gefragt, wie wir es aushalten

konnten, alle glücklich machenden Nebensächlichkeiten so lange aus unserem Leben auszusparen.

Aber so ist es nicht, ich muss mich damit abfinden. Ich bin gestrandet.

Eine fremde Wohnung, ein großer Raum, hohe Decken. Zu meiner Linken sehe ich eine Wand, blau gestrichen. Pokale, Fotos, ein gerahmter Zeitungsausschnitt. Vergilbter Stuck. Sechs Fenster, fast ein Saal. Es ist dunkel. Lauter Betten, davor Pflanzen, ich kann nicht viel erkennen, aber es sind eine Menge Leute hier. Husten. Rascheln. Einer würgt. Knarren von Holz. Eine lange steife Gestalt, die rausläuft. Männergerüche.

Ich muss weg von diesem Ort, so schnell wie möglich. Und vorher muss ich meine Sachen finden.

Ich hasse es, an fremden Orten aufzuwachen. Man muss sich mühsam seines eigenen Körpers versichern, immer wieder, und diesmal war es besonders schwer. Meine Lider fühlen sich klebrig an, meine Lunge sticht beim Atmen. Nervös habe ich an meinem Körper entlanggetastet, die Hose trage ich noch und auch meine Armbanduhr, aber das T-Shirt nicht, das haben sie mir ausgezogen und meine Schulter mit irgendwas verbunden. Ich fühle Panik, habe dumpfe Schmerzen im Kopf.

Bevor ich in dieses Zimmer kam, lag ich in einem anderen. Es war klein und schmal, mit zwei Betten, die hintereinanderstanden. Eine Frau, sehr groß und sehr

dick, mit blond gefärbten Haaren, hat mir Suppe gebracht und versucht, meine Schuhe auszuziehen. Sie sind also seit einer Woche hier in der Stadt, hat sie gesagt, wir glauben, dass Sie ungefähr die Hälfte der Zeit kaum geschlafen haben. Ehrlich gesagt, wir haben uns bei Ihrem Anblick überlegt, wie lange ein Mensch ohne Ruhe eigentlich auskommt.

Ich erinnere mich auch an einen Mann mit einer Weste und einem winzigen Pferdeschwanz, er hat mir Fragen gestellt, in einer großen Küche, das muss ganz am Anfang gewesen sein. In der Mitte des Raumes stand ein Herd, ähnlich wie in Gaststätten; entlang der Wände Kochgeräte, in offenen Regalen.

Wissen Sie, wie alt Sie sind?

Einundvierzig.

Wo geboren?

In Halle.

Haben Sie einen Personalausweis?

Ja.

Warum tragen Sie ihn nicht bei sich, haben Sie ihn verloren?

Er ist in meinem Zimmer.

Wo ist das, Ihr Zimmer?

Im Wedding.

Wo genau im Wedding? Da sind wir nämlich gerade. Hier in der Nähe?

Ich weiß es nicht.

Wie heißt Ihre Mutter?

Muss ich dazu was sagen?

Nein. Es geht bloß um Ihre Orientierung. Haben Sie eine Ahnung, wie Sie zu uns gekommen sind? Welchen Monat wir gerade haben?

Ich konnte nicht antworten. Eigentlich wusste ich das alles, aber dieses Wissen war nicht erreichbar, die richtigen Worte dafür weggeschwemmt, von einer Angst, die mir fremd war, die sich in mir ausgebreitet hatte wie eine Flüssigkeit.

Hatte ich ein fest umrissenes Ziel, eine genaue Aufgabe, als ich in diese Stadt kam? Ich habe es geglaubt, vielleicht war das der Grund meines Scheiterns. Ich hatte sieben Tage Zeit.

Sieben lange Tage.

Ich muss den Gedanken jetzt kommen lassen, ihm Raum geben. Das ist besser, als die Verzweiflung abzuwehren, sie bleibt dann umso hartnäckiger und macht mich müde. Als Nächstes käme das Brennen der Augen, die kühle Stelle an den Schläfen. Von den Schläfen strömt eine Gleichgültigkeit in meinen Kopf, die gefährlich ist.

Ein Wettlauf mit der Zeit. Wie im Film. Es gibt eine Aufgabe, der Held muss jemanden retten, bahnt sich einen Weg durch die Menge, zum Zug, zur Bank oder zum Telefon. Er könnte es schaffen, wenn da nicht so viele Widrigkeiten wären. Kleinigkeiten, die alles gefährden. Die stehen gelassene Aktentasche. Die Schlange am Schalter. Der Wagen, der die Straße versperrt. Eigentlich ist es zu spät, aber die Verzweiflung

weckt Kräfte. Im Hintergrund: ein Stundenglas oder ein Zeitzünder.

Ich muss einen Mann suchen, den ich zwanzig Jahre nicht gesehen habe, in einer Stadt mit mehr als drei Millionen Einwohnern. Ich weiß seinen Namen, sonst weiß ich nichts.

Lange Zeit dachte ich, ich schaffe es ohne ihn. Ich hatte nicht einmal gewusst, dass es ihn noch gibt.

Auf einem Zettel, den ich bei mir trug, standen die Namen der Arbeitskollegen von damals. Ich war überzeugt, sie würden mir weiterhelfen. Wir kennen einander ja. Niemand kann der Versuchung widerstehen, von früher zu sprechen.

Morgen früh um sechs Uhr endet bei Martha im Krankenhaus die Nachtschicht. Um sieben Uhr gibt es Frühstück, und eine Stunde später fangen die Visiten an. Bis dahin muss ich ein Ergebnis haben, sonst sinkt die Wahrscheinlichkeit, dass sie die nächsten fünf Jahre überleben wird, von achtzig auf zwanzig Prozent. Achtzig ist eine gute Zahl, eine Option, für die es sich zu kämpfen lohnt.

Ich schließe die Augen, sehe mein Gesicht, den entzündeten Rand zwischen Lid und Augapfel, leuchtend wie ein glühender Draht, wann war das? Wann habe ich das letzte Mal in den Spiegel gesehen?

Ein anderer Ort, nicht sehr weit weg, noch nicht lange her. Es ist dunkel bis auf ein funzliges rotes Licht, an

den Wänden Holzverkleidung wie in einem Schuppen. Ein Wasserrohr, auf das ich blicke, während eine Faust mich von hinten am Kragen packt, mir die Knöpfe des Hemds an den Kehlkopf presst oder etwas anderes, kalt, hart, metallisch. Eine verdreckte Toilettenschüssel, der ich mich nähere, auf den Knien rutschend, von hinten gestoßen. Mit Spuren einer giftgrünen Flüssigkeit, mit hellgelben Pissespuren ist das Becken überzogen, mit obszönen schwarzen und braunen Placken, ich sehe es von der Seite, sehe den Fuß, auf graue Bretter geschraubt, mit schwärzlichen Schrauben, die wie Fußnägel einer bösartigen Kreatur immer näher kommen, und ich heule, ein hässliches, schnarrendes Heulen, das mir nicht helfen wird.

Nachts. Ein großes Einkaufszentrum, davor ein Parkplatz. Ich betrachte es, aus der Ferne, im Weitwinkel, als hätte es nichts mit mir zu tun. Lang gestreckt, weiß gestrichen, an eine Böschung mit Bahngleisen gebaut. Ein gläsernes Vordach. Mein Blick, der beängstigend schnell heranrückt, als hätte ich gar keinen Körper, als wäre ich eine Kameralinse oder ein wissender, extrem beweglicher Punkt im All, erkennt für einen Moment Abfall, Taubenkot und sogar die Rillen im Glas.

Roter Granit. Nasser Straßendreck. Fußabdrücke. Ein Papierkorb, ein verlorener Handschuh. Gegen die Scheiben der Eingangstür gelehnt sitzt jemand. Bärtig, erschöpft aussehend. Eine zweite Person erscheint, beugt sich nach vorne, betrachtet den Mann. Er hat eine

Zeitung auf seinen Knien, und ein weiteres Stück Zeitung, halb durchnässt, liegt auf seiner Tasche. Papier mit kyrillischen Buchstaben. Kann ich Ihnen helfen?, fragt das Gesicht. Verstehen Sie mich? Ich sehe es ganz von Nahem. Es atmet. Es lächelt freundlich, hat ein Grübchen am Kinn. Ja, sage ich, ich verstehe. Und ich bin sehr müde. Möchten Sie, dass wir Sie an einen Ort fahren, wo Sie schlafen können? Ich nicke.

Die letzten Monate habe ich in einem kleinen Dorf in Süddeutschland verbracht.

An dem Tag, als Marthas erster Anruf kam, war ich morgens mit einem Nachbarn im Wald. Wir haben Holz auf ein geliehenes Fahrzeug geladen, einen Teil davon in seinem Hof in kleinere Stücke gespalten, und anschließend stapelte ich die Scheite unter einem Vordach hinter seinem Haus, damit sie den Sommer über trocken können. Ich hatte mir bei meinem Umzug hierher vorgenommen, das von nun an regelmäßig zu machen, ein- oder zweimal im Jahr. Vielleicht würde ich den Leuten, die hier leben, dadurch etwas näherkommen.

Das Telefon klingelte laut und schrill, zerriss die Trägheit des Nachmittags. Sie muss ihren Namen nicht nennen, das weiß sie.

Sie sagte, man hat mich eingeliefert.

Also was Ernstes.

Ja. Was Ernstes.

Ich konnte den Sarkasmus in ihrer Stimme nicht einordnen.

Sag mir, wo.

Ich will nicht, dass du kommst.

Sag es mir trotzdem.

Als sie auflegte, stand ich in meinem engen, dunklen Flur, reglos wie ein Reptil. Ich fühlte, wie die Vergangenheit langsam hochkam, von tief unten, wie ein Wasserspiegel, der anstieg, meine Füße ergriff, meinen Bauch, die Brust und schließlich in meinen Kopf schwemmte. Ich versuchte, mir die letzten Stunden noch einmal ins Gedächtnis zu rufen, ein kleiner Rückzug, ein Zeitgewinn. Das Dampfen des Atems in der Luft, die noch kalt war. Die heißen Finger in den Arbeitshandschuhen. Der Ruck, mit dem der Impuls für das Spalten des Holzes von meiner Schulter in die Axt fuhr.

Im Schlafzimmer, in der untersten Schublade des Kleiderschranks, lagen die alten Papiere, Zeugnisse, mein Tagebuch. Ein Schweißerpas von 1985, die bei der Armee erworbene Fahrerlaubnis für Wagen über siebeneinhalb Tonnen, ein Adressbuch. Ich schlug es auf. Namen, Telefonnummern, Anschriften. Die meisten stimmten heute sicher nicht mehr.

Ich fand auch einen Berliner Stadtplan von 1991. Ich klappte ihn auf, durchsuchte das Straßenverzeichnis. Sie war in Neukölln untergebracht, fast am Stadtrand. Ich spürte meine Angst im Magen wie eine rotierende graue Kugel, und den Impuls, sie sofort zu fragen, warum sie nicht in der Charité lag.

Der zweite Anruf kam eine Stunde später.

Kannst du zuhören?

Natürlich! Ja.

Erinnerst du dich noch an den Lastwagen?

Die Bemerkung kam so unvermittelt, dass ich kurz zurückwich und den Hörer anstarrte. Kein: Wie geht es dir? oder ähnliche Fragen, sie riss die Tür zur Vergangenheit auf, ohne Vorwarnung. Ostberlin, 1986. Blauer Himmel und ein paar Wolken. Ich hatte Nachtschicht gehabt. Wir trafen uns auf einem der Dächer, bei der eisernen Treppe zwischen den Kühltürmen. Sie war aufgelöst. Ich habe Besen gesehen, sagte sie, Lappen und Kanister mit einer Flüssigkeit. Sie atmete schwer und hatte rote Flecken am Hals, ihre Augen glitzerten feucht, sie sah in dem Moment sehr schön aus.

Weißt du, wie lange ich damals in dem Wagen war?

Zwei, vielleicht drei Stunden? Rakowski hat dich mitgenommen, am Nachmittag. Er hat dir angeboten, die alte Truhe von deiner Mutter zu transportieren.

Nein, länger.

Wieso ... länger?

Sie schwieg.

Das Gefühl, dass die Welt, in der man lebt, zusammenbricht, kündigt sich an durch ein Knistern, das plötzlich überall auf der Haut zu spüren ist, das fiel mir in dem Moment wieder ein. Dazu ein leises, knackendes Geräusch, für andere nicht wahrnehmbar. Orte, Vorstellungen und Gedanken, die einem vertraut sind, verschwinden, und man steht wieder da, wo man meint,

ganz am Anfang gewesen zu sein, ein Anfang, der sich der konkreten Erinnerung entzieht. So ist es mir damals gegangen, und die seither vergangene Zeit war plötzlich nichts. Ich hatte immer dort gestanden, hatte nie aufgehört, im Nichts zu sein.

Ich aß etwas Kaltes, legte mich hin, nahm das Telefon mit ans Bett. Sie würde vielleicht ein drittes Mal anrufen. Es ist ihre Art, etwas einzurenken, was sich nicht wieder einrenken lässt. Ich lag da und dachte: Ich ertrage das. So, wie sie mich erträgt, klarkommt mit mir, ihr Leben lang. Mit den Folgen, die es für sie hatte, mich getroffen zu haben.

1998 habe ich sie das erste Mal nach langer Zeit wieder gehört. Ich erfuhr, dass sie nach unserer Trennung zurück nach Berlin gezogen war, wir redeten über dies und das. Dann versiegte das Gespräch. Wir hätten jetzt auflegen müssen, aber sie sprach eine ganze Zeit lang einfach weiter. Ich fühlte mich ratlos, spürte, dass sie etwas von mir wollte, ohne zu verstehen, was es war.

So war es auch in den kommenden Jahren, sie meldete sich in unregelmäßigen Abständen. Ich hatte mich daran gewöhnt. Vielleicht war sie einfach einsam.

Als ich das nächste Mal abhob, war es bereits ein Uhr morgens.

Um die Uhrzeit? Störst du niemanden?

Meinst du, wir könnten ihn doch noch finden?

Sie keuchte.

Wozu?

Vielleicht ergeben sich Hinweise auf Leute, die er gekannt hat.

Es ist vorbei.

Er war in dem Lastwagen. Sonst gibt es niemanden mehr. Rakowski ist tot.

Tot? Woher weißt du das?

Durch Telefonanrufe.

Wann?

In den letzten Stunden.

Ich hörte sie atmen. Sah an mir herunter, meine Beine, dünn, frierend. Der Schlafanzug. Das schwächliche Stück Mensch darin. Ich dachte, Stille ist Stille, ob tagsüber oder nachts, aber nachts empfindet man sie anders. Wenn man sie nah genug an sich heranlässt, dehnt sie sich endlos aus, und man hat in jeder Sekunde Angst, es nicht bis zur nächsten zu schaffen.

Was hast du eigentlich? Ich meine, welche Krankheit?

Ich dachte, ich würde sie das einfach fragen. Aber ich schaffte es nicht, ich krächzte, als würde ich die Antwort schon wissen, und so war es wohl auch.

Vergessen funktioniert nach seltsamen Regeln. Ich meine das Wegschieben von etwas Unerwünschtem. Nicht das, was angeblich unser Unbewusstes ausmacht. Man klammert sich an die Dinge direkt um einen herum: Das ist meine Arbeit, ich gehe jeden Tag dorthin. Meine

Wohnung, mein Bett. Die Luft, die ich einatme. Seht her, die Sonne, jetzt scheint sie gerade, nur für mich. Man lebt ohne ein Davor oder Danach. Es ist wichtig, leere Zeit immer mit Beschäftigung zu füllen, man darf nicht ins Grübeln kommen.

Nach Marthas Anrufen stand ich von einem Moment zum anderen vor dem Abgrund, dessen Existenz ich immer gelegnet hatte.

Die nächsten Stunden verbrachte ich damit, mich über das zu informieren, was sie am Telefon nur einmal sehr leise ausgesprochen und gleich darauf nur noch als die Krankheit umschrieben hatte. Ich stieß auf die erste systematische Erfassung ihres Leidens im 18. und 19. Jahrhundert, ein Berufsrisiko von Schornsteinfegern, Berg- und Seeleuten. Ich sah, wie eine Zelle auszusehen hat, wenn sie sich unter normalen Umständen vermehrt, und die unförmig und beängstigend aussehenden Gebilde, die entstehen, wenn etwas schief läuft. Eigentlich ist der menschliche Körper so beschaffen, dass Abweichler sich selbst töten, lernte ich; Chaos entsteht erst, wenn die Selbstzerstörung des Falschen nicht mehr funktioniert. Ich erfuhr, dass es Krebs auch bei Pflanzen und Tieren gibt, informierte mich über alle bekannten auslösenden Faktoren wie ionisierende Strahlung, Chemikalien, Onkoviren, las Theorien zum Entstehungsprozess von Tumoren, die allesamt darauf hinauslaufen, dass ein genetischer Defekt kleine Einheiten im Körper ausschaltet, die sich darauf spezialisiert